

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, [1807?]

Die Vicngna

[urn:nbn:de:bsz:31-263174](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263174)

Die wilden jagt man des Fleisches und Felles wegen. Die Hunde aber haben viel mit ihnen zu thun; denn sie können ihnen kaum folgen. Erreichen sie die Klippen erst, so ist alle Mühe des Jägers vergebens. Die Wolle, die zu der feinsten gehört, die man kennt, dient zu allerley vortreflichen Zeugen. Die Haut, welche sehr hart ist, wird gegerbt und das Leder wird von den Amerikanern zu Schuhen, von den Spaniern zu Pferdegeschirr verarbeitet. Das Fleisch ist von angenehmen Geschmak und gesund. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Schöpfensfleische und wird gern gegessen.

D i e V i c u n n a

(*Camelus Vicunna*.)

Das Schaafkameel, oder Vigogne hat mit dem Glacma große Aehnlichkeit, ist aber etwas kleiner. Der Größe und Gestalt nach kommt es beynabe der Ziege gleich; die langen Beine aber und der lange Hals geben ihm das Ansehen eines Kameels. Von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes beträgt die Länge wenig über 4 Fuß. Das Thier ist behender und leichter an den Füßen, als das Glacma. Sein Haar ist wollig und fast überall braunröthlich. Das Obere der Kinnbacken ist weißgelb; die Brust, der Unterleib, das Innere der Lenden und der untere Theil des Schwanzes aber weiß. Auf dem Leibe ist die Wolle einen, unter dem Bauche 3 Zoll lang. Sie ist die feinste und schönste, die man kennt. Uebrigens hat das Thier fast einerley Lebensart mit dem Glacma. Man trifft es in denselben Ländern wild auf Bergen und Felsen an, von wo es um zu weiden, in die Thäler herabkommt. Es wird auch zahm gehalten, doch mehr aus Liebhaberey als zum Gebrauch. Wild nährt es sich von allerley Kräutern; zahm frist es Brod, türkischen Weizen und andere Getreidearten. Man weiß noch nicht, ob es sich nach dem Verluste der Freyheit fortpflanzt.

Wegen der kostbaren Wolle sucht man die Vigogne sorgfältig auf, und stellt ihnen mit Mühe in den Gebirgen nach. Sie gehen in Heerden, sind aber so scheu und furchtsam, daß sie den Menschen schon von ferne fliehen. Man spannt an solchen Orten, wo sie sich aufhalten, und wo sie leicht nach den Klippen entkommen könnten, Stricke auf, und steckt Stöcke hin, die mit Lumpen behängt sind; durch diese Schreckmittel hält man sie ab, sich zu entfernen. Hierauf wird ein großer Lärm erhoben, und nun treibt man die Thiere gegen Felsenwände, die sie nicht übersteigen können, und fängt so bisweilen eine ganze Heerde, die man tödtet, um ihnen die Felle abzuziehen. Dieses abscheuliche Gemehel macht, daß die

Vigogne immer mehr und mehr abnehmen. Man hat schon von Seiten der spanischen Regierung Verordnungen gegen diesen Mißbrauch ergehen lassen, allein sie fruchten nichts. Wie vortheilhaft für die Gewinnung der köstlichen Vigognewolle wäre es nicht, wenn man die Thiere nur schöre, und dann wieder laufen liesse! Daß sich die Vigogne nach Europa versetzen und daselbst fortziehen läßt, scheint fast keinem Zweifel unterworfen zu seyn, da man einige Stücke schon viele Jahre in Frankreich erhalten hat. Mit der Wolle treibt Spanien einen ansehnlichen Handel und bringt sie in Menge nach Europa, wo sie zu allerley kostbaren Tüchern und andern Geweben verbraucht wird. Das Pfund kostet in Hamburg 4 bis 5 Rthlr. und die Elle Tuch 20 Rthlr. und drüber. Das Fleisch des Thieres wird ebenfalls geessen

D a s G u a n a c o .

(*Camelus Huanacus*)

Die beiden berühmten Naturforscher Linné und Buffon halten dieses Thier mit dem Glacma für einerley. Indes scheint es doch, als könne man sie mit Grunde als zwey verschiedene Gattungen ansehen. Man bringt es nie dahin, daß sich beide mit einander begatten, welches doch der Fall seyn müßte, wenn bloße Domestikation den Unterschied in der äußern Bildung verursacht hätte. Außerdem gibt es aber auch noch andere Unterscheidungszeichen. Das Glacma hat einen ebenen Rücken, seine Beine sind fast alle im Wuchse einander gleich, und die Brust hat einen Auswuchs, aus dem eine gelbliche Feuchtigkeit fließt. Das Guanaco hat einen gebognen Rücken, die Hinterfüße sind viel kürzer als die vordern, und der Auswuchs fehlt gänzlich. An Größe übertrifft es das Glacma, denn man hat schon Guanacos von der Größe eines Pferdes gesehen. Die gewöhnliche Länge des Leibes ist 7 Fuß. Der Körper ist mit ziemlich langen Haaren bedeckt, deren Farbe auf dem Rücken und bey einigen am Halse gelbbraun, unter dem Bauche aber weiß ist.

Auf den Andesgebürgen, in Südamerika, sieht man die Guanacos in Schaaren von etlichen hundert. Sie scheuen die kalten Regionen mehr als das Glacma, und halten sich lieber in den mildern Gegenden auf, wo sie weiden. Die Amerikaner fangen sie, ob sie gleich sehr scheu sind, dennoch mit guten Pferden lebendig. Sie werfen ihnen um die Hinterbeine eine Schlinge, die von Leder verfertigt ist, und woran zu beiden Enden etwa 3 Pfund schwere Steine gebunden sind. Einen von diesen Steinen schwingen sie wie eine